

Kirchliches Leben der rußlanddeutschen Katholiken

Bis zum Ende der Zarenherrschaft war die orthodoxe Kirche im gesamten russischen Reich als Staatskirche mit vielen Vorrechten ausgestattet. Für die übrigen Glaubensgemeinschaften kam es erst 1905 im gesamten Staatsgebiet zu gesetzlich zugesicherter Religionsfreiheit. Vor 1905 gab es nur in bestimmten Gebieten für nichtorthodoxe Glaubensgemeinschaften gewisse Sonderregelungen von unterschiedlicher Art. Ein Teil davon war zustande gekommen, als beim Expandieren Rußlands Nichtorthodoxe zu Untertanen der Zaren gemacht wurden, weil das Zarenreich ihre Heimat annektierte.¹ Hinsichtlich der religiösen Freiheiten besser gestellt als solche nichtorthodoxe Untertanen waren Siedler aus Westeuropa, die von den russischen Herrschern - beginnend mit Katharina II. (1762-1796) - ins Land geholt wurden; um sie leichter für die Einwanderung zu gewinnen, wurde ihnen bei der Anwerbung das religiöse (und ethnische) Selbstbestimmungsrecht zugesichert. Von diesen Einwanderern war die Mehrzahl deutscher Sprache;² in ihren Kolonien an der Wolga, im Schwarzmeergebiet und in Bessarabien blieb Deutsch die Umgangssprache. Ein beträchtlicher Teil von ihnen war katholisch.³

In einem Manifest vom 22. Juli 1763 erlaubte Katharina II.

¹ Bezüglich entsprechender Regelungen für Katholiken vgl. P. Pierling, *La Russie et la Saint-Siège*, Bd. 4 und 5, Paris 1907/1912; A. Boudou, *Le Saint-Siège et la Russie*, 2 Bde., Paris 1922-1925; A. Ammann, *Abriß der ostslawischen Kirchengeschichte*, Wien 1950, S. 449ff (2. Abschnitt, Kap. I passim); E. Chr. Suttner, *Die katholische Kirche in der Sowjetunion*, Würzburg 1992.

² Ein Überblick über die Einwanderung bei W. Kuhn, *Der Schicksalsweg der Rußlanddeutschen*, in: O. Klett (Hg.), *Jahrbuch der Dobrudschadeutschen*, Band 21, Heilbronn 1976, S. 7-14; zu den Kolonien an der Wolga vgl. G. Beratz, *Die deutschen Kolonien an der unteren Wolga. Gedenkblätter zur 150. Jahreswende der Ankunft der ersten dt. Siedler an der Wolga (1764-1914)*, Berlin ²1923; zu den Kolonien in Bessarabien vgl. A. Babel, *La Bessarabie. Etude historique ethnographique et économique*, Paris 1926, S. 203-207. Ein ausführlicher Literaturführer (831 Buchtitel und 1182 Zeitschriftenbeiträge) über das Rußlanddeutschtum, gegliedert nach Wolgagebiet, Schwarzmeergebiet, Kaukasien, Wolhynien, Sibirien und Mittelasien: K. Stumpp, *Das Schrifttum über das Deutschtum in Rußland*, Tübingen ³1971. Eine ausführliche Arbeit über die Geschichte der Deutschen im Zarenreich und über deren soziale und juristische Verhältnisse, die aber dem religiösen Leben kaum Beachtung schenkt: I. Fleischhauer, *Die Deutschen im Zarenreich. Zwei Jahrhunderte deutsch-russische Kulturgemeinschaft*, Stuttgart 1986.

³ Zu ihrem kirchlichen Leben vgl. J.A. Keßler, *Geschichte der Diözese Tyraspol*, Dickinson, USA, 1930; B. Stasiewski, *Die kirchliche Organisation der deutschen katholischen Siedler in Rußland*, in: P. Bang (Hg.), *Festschrift für Margarete Woltner*, Heidelberg 1967, S. 270-283; J. Schnurr, *Die Kirchen und das religiöse Leben der Rußlanddeutschen. Aus Vergangenheit und Gegenwart des Katholizismus in Rußland*, Stuttgart 1972.

jenen Siedlern, die bereit waren, unbebautes Land zu besiedeln, die Errichtung von Kirchen mit Glockentürmen⁴; auch durften sie die ihnen notwendig erscheinende Anzahl von Priestern haben. Nur das Errichten von Klöstern und Konventen in den neukolonisierten Gebieten, sowie Bekehrungsversuche bei Gläubigen anderer christlicher Konfessionen blieben ihnen verboten. Katharina erließ 1769 ein Regulament für die katholischen Gemeinden ihres Reiches, das ihnen eine strenge Staatsaufsicht verordnete und bestimmte, daß deutschsprachige Franziskaner die Seelsorge bei den deutschen Siedlern ausüben sollten. Neun große Pfarreien bestanden 1774 bei ihnen.

Nach der 1. Teilung Polens schuf Katharina eigenmächtig ein vom Staat streng bevormundetes katholisches Bistum mit Sitz in Mohilev und erhob es 1782 zum Erzbistum, für das Suffraganbistümer in den polnisch und litauisch besiedelten Gebieten in Weißrußland und im Baltikum eingerichtet wurden. Dies wurde 1783 von Papst Pius VI. sanktioniert. Das Erzbistum Mohilev war lange Zeit das größte Erzbistum der katholischen Kirche; mit Ausnahme Polens und Kaukasiens umfaßte es das gesamte europäische und asiatische Rußland. Auch die katholischen deutschen Siedlungen wurden bei dieser Regelung dem Erzbistum Mohilev zugeordnet, an dessen Spitze ein polnischer Prälat stand. Von ihm wurden zumeist polnischsprachige Priester in die deutschen Dörfer entsandt. Die Seelsorge litt darunter sehr, und 1802 wurde beschlossen, deutschsprachige Jesuiten in die Dörfer zu senden. Deren Zahl stieg in den folgenden Jahren auf 32, von denen 18 im Wolgagebiet wirkten und 14 in neuen Kolonien, die von nachkommenden Siedlern, insbesondere aus Rheinland-Pfalz und Württemberg, am Nordrand des Schwarzen Meeres errichtet wurden. Deutsch-russische Lokalhistoriker nennen die Jahre unter den Jesuiten das "goldene Zeitalter" der rußlanddeutschen katholischen Seelsorge.

Doch 1820 wurden alle Jesuiten aus Rußland verbannt, und bei den deutschen Siedlern gab es einen schweren Rückschlag in der kirchlichen Organisation. Die Weltpriester und Ordensleute, die der Erzbischof nun sandte, waren meist alt und gebrechlich, und um ihre Deutschkenntnisse war es in der Regel schlecht bestellt. Der Heilige Stuhl wurde über die Notlage der deutschen Katholiken unterrichtet, und er vereinbarte mit Zar Nikolaus I., daß für sie ein eigenes Bistum Cherson errichtet werden solle. Das neue Bistum war gedacht für die Provinzen Georgien und Bessarabien, für die Gouvernements Taurien, Jekaterinoslav, Cherson, Saratov, Astrachan und Stavropol sowie für zwei südliche Kreise des Gouvernements Samara und umfaßte eine Fläche von 14.000 Quadratmeilen. Würde seine

⁴ Wenn das Gotteshaus einen Glockenturm haben durfte, war dies zur damaligen Zeit überall in Europa das Zeichen, daß die Kirche, die es erbaut hatte, öffentliche Rechte besaß. Kirchen, die nicht öffentlich berechtigt, sondern nur toleriert waren, mußten ihre Gotteshäuser in einen Innenhof setzen und durften ihm keinen Kirchturm begeben.

annähernd dreieckige Gestalt über die Landkarte Mitteleuropas gezeichnet, erstreckte es sich etwa von Paris bis Lemberg, und seine Spitze käme über Italien zu liegen. 52 Pfarreien mit ebenso vielen Pfarrkirchen gab es im Bistum zur Zeit seiner Gründung, dazu noch 40 Filialen mit Kirchen oder Oratorien. Weitaus die Mehrheit der Katholiken im neuen Bistum machten die 200.000 deutschen Kolonisten aus; aber es gab in ihm auch Katholiken anderer Nationalität.

Wo das Bistum seinen Sitz haben sollte, blieb lange unklar. Zunächst war von der Stadt Cherson, dann von Odessa die Rede. Nach einigem Hin und Her einigte man sich auf Tyraspol am Westrand des Siedlungsgebiets der deutschen Kolonisten (in der heutigen Moldauischen Republik gelegen), und so wurde das Bistum hinfert denn auch Bistum Tyraspol genannt. 1856 zog der Bischof dann aber in das zentral gelegene Saratov, das damals die größte Stadt der Diözese war. Saratov blieb von da an Sitz des Bistums bis zu dessen Untergang in kommunistischer Zeit. Trotz der Übersiedlung des Bischofs behielt es den Namen Bistum Tyraspol bei.

Eine Zeit des Aufbaus begann. In Saratov wurde alsbald ein Priesterseminar eröffnet, so daß ein Klerus entstehen konnte, der aus der Diözese stammte. Die Unterrichtssprache war Deutsch. Bis 1882 waren aus dem Seminar bereits 68 Priester hervorgegangen: 49 deutscher Abstammung, 17 polnischer und 2 georgischer Herkunft. In der Folgezeit wurden die größeren Pfarreien aufgeteilt und zahlreiche neue Pfarreien gegründet. Auch die Gläubigenzahl wuchs. Eine Statistik von 1902 erwähnt 87 Pfarrkirchen, 34 Filialkirchen, 16 Kapellen, 131 Priester und 297.612 Gläubige.⁵

Ende Oktober 1917 eroberten die Bolschewiken Saratov. Der Bischof zog sich nach Odessa zurück und versuchte 1918 und 1919, von dort aus wenigstens den südlichen Teil des Bistums aufrecht zu erhalten. Doch die Rote Armee eroberte auch diese Ländereien, und nur jene deutschsprachigen Katholiken, die ihre Siedlungen in Bessarabien gegründet hatten, konnten ihr kirchliches Leben fortführen, weil Bessarabien sich am 1. Januar 1920 dem Königreich Rumänien anschloß⁶ und der Macht der Bolschewiken entzogen war. Die dortigen deutschsprachigen Katholiken wurden aber in die rumänische katholische Diözese Jassy einbezogen, und ihr früherer Bischof wanderte nach Amerika aus. Über den katholischen Klerus der Rußlanddeutschen in den Gebieten unter der Sowjetmacht brach eine bittere Verfol-

⁵ Joseph Schnurr publizierte in seinem in Anm. 3 erwähnten Buch eine Beschreibung aller Pfarreien und Kirchen, die das Bistum vor dem Ausbruch der russischen Revolution besaß (S. 52 - 151) und ein Verzeichnis mit kurzgefaßten Lebensläufen von mehr als 400 Priestern, die in der Diözese gewirkt haben (S. 152 - 214).

⁶ Vgl. Suttner, Kirchliches Leben in der Republik Moldawien, in: ders., Kirche und Nationen, Würzburg 1997, S. 493 - 503.

gung herein, die zu seiner völligen Ausschaltung führte.⁷

Beim Vorstoß der deutschen Armee und ihrer Verbündeten zeigte sich, daß nicht einmal Stalins Terror die Verbundenheit der Rußlanddeutschen mit ihrer Kirche zerstören hatte können, daß vielmehr der Glaube in ihren Herzen verankert blieb, obwohl ihr Klerus längst der atheistischen Verfolgung zum Opfer gefallen war. Unter rumänischer Hoheit konnte bei ihnen das gottesdienstliche Leben alsbald erneuert werden.⁸ Die Rumänen, die an der Seite Deutschlands in den Krieg mit der Sowjetunion eingetreten waren, hatten sich beim schnellen Vormarsch Bessarabien und den Norden der Bukowina - Gebiete, die sie 1940 aufgrund eines Ultimatums an die Sowjetunion hatten abtreten müssen - zurückgenommen und darüber hinaus ein großes Gebiet im Süden der Ukraine, in dem es rumänischsprachige Siedlungen gab, unter der Bezeichnung "Transnistrien" annektiert.⁹ In diesem Transnistrien konnte unter rumänischer Verwaltung ein Teil der früheren rußlanddeutschen Diözese wieder aufleben. Doch dies war nur eine Episode, die bald wieder zu Ende ging, als die Rote Armee zurückkehrte.

Für die weiter im Osten gelegenen Teile der rußlanddeutschen Diözese wurde der Vormarsch der deutschen Armee hingegen zur Katastrophe. Denn die deutschen Siedler an der Wolga, deren Heimat nicht sofort von der Deutschen Wehrmacht erobert werden konnte, wurden 1941 unter grauenhaften Bedingungen weit nach Osten umgesiedelt, vor allem nach Kasachstan in Mittelasien. In den Vorkriegsjahren waren ihnen die Seelsorger genommen worden; nun verloren sie auch noch die Heimat und die Stütze, die ihnen die Dorfgemeinschaft bei der Weitergabe des Glaubens geboten hatte.¹⁰

⁷ Irina Ossipowa hat aus Archiven des NKWD und sonstiger sowjetischer Behörden eine Fülle von Materialien gesammelt und sie in einem Kapitel ihres erschütternden Berichts über die brutale Verfolgung von Katholiken Rußlands veröffentlicht. In deutscher Sprache lautet der Titel ihres Buches: Wenn die Welt euch haßt...: die Verfolgung der katholischen Kirche in der UdSSR, Annweiler 2000 (das Kapitel über die Rußlanddeutschen: S. 83 - 100). Der russische Titel ist: V jazvach svoich sokroj menja... Gonenija na Katoličeskuju Cerkov' v SSSR, Moskva 1996.

⁸ Einen Erlebnisbericht davon gibt Nikolaus Pieger, der als erster katholischer Priester die rumänisch besetzten Dörfer deutschsprachiger Katholiken besuchte; der Bericht ist veröffentlicht bei J. Schnurr, Die Kirchen und das religiöse Leben der Rußlanddeutschen. Aus Vergangenheit und Gegenwart des Katholizismus in Rußland, S. 43 - 51.

⁹ Im deutsch-rumänischen Abkommen von Tighina (30.8.1941) wurde das Gebiet zwischen Bug und Dnjestr einer rumänischen Zivilverwaltung überlassen. Zu Transnistrien vgl. Dvoichenko-Markov, Transnistria: A Rumanian Claim in the Ukraine, in: Südostforschungen 16(1957)375-388. Für den kirchlichen Wiederaufbau gab es in Transnistrien viel bessere Möglichkeiten als im deutschen Reichskommissariat Ukraine; vgl. F. Heyer, Die orthodoxe Kirche in der Ukraine von 1917 bis 1945, Köln 1953, S. 170-227.

¹⁰ Vgl. K. Stumpp, Das Deutschtum in der Sowjetunion nach der Revolution von 1917, in: O. Klett (Hg.), Jahrbuch der Dobrudschadeutschen 1976, S. 15-24; J. Schnurr, Die Kirchen und das religiöse Leben, S. 99-102; I. Fleischhauer, "Unternehmen Barbarossa" und die Zwangsumsiedlung der Deutschen in der

Anfänge eines katholischen Kirchenlebens im asiatischen Rußland hatte es schon in der Zarenzeit gegeben, weil nach den polnischen Aufständen polnische und litauische Katholiken dorthin verbannt worden waren, und weil dort vor dem 1. Weltkrieg deutsche Dörfer entstanden, von denen ein Teil katholischer Konfession war. H. Anger, der nach der Konsolidierung der Sowjetmacht die deutschen Dörfer bereisen konnte, berichtet,¹¹ daß das älteste der deutschen Dörfer 1890 gegründet wurde. Wegen Landmangels setzte damals eine Aussiedlung deutscher Bauern aus dem europäischen Rußland ein. Ihren Höhepunkt erreichte sie in den Jahren 1907-1913. Das Kirchenleben der Katholiken im asiatischen Rußland, das auf Verbannungen und auf Auswanderung zurückging, war 1914, bei Kriegsausbruch, noch wenig gefestigt. Als nach Errichtung der Sowjetunion der Kirchenkampf anhub, waren die Katholiken in Sowjetasien eine winzige Minderheit der Gesamtbevölkerung, und ihr kirchliches Leben konnte recht schnell beseitigt werden.

Wesentlich vermehrt wurde ihre Zahl, als während und nach dem 2. Weltkrieg dorthin Massendeportationen von Rußlanddeutschen,¹² Ukrainern, Polen und Balten einsetzten. Bei ihnen konnten lange Zeit nur Priester, die ebenfalls Deportierte waren, illegal Seelsorge ausüben. Die Weitergabe des Glaubens war fast nur im Familienverband möglich. Den Verbannten, deren Menschenwürde vom stalinistischen Terrorregime in jeder Hinsicht mißachtet wurde, war die Gewissens- und Religionsfreiheit verweigert. Allmählich entstanden aber doch wenige illegale, von den Behörden aus verschiedenen Gründen mehr oder weniger tolerierte Gottesdienstorte.¹³ Mit der Zeit konnten einige sogar offiziell eingerichtet werden. Für die Vielzahl der nach Asien verschleppten Katholiken und angesichts der großen Entfernungen zwischen ihnen waren die wenigen Gebetsstätten jedoch in empörender Weise ungenügend.

UdSSR, in: Vierteljahresschrift für Zeitgeschichte 30(1982)299-321; Informationen über den Weg der Wolgadeutschen in die Zwangsverschickung auch bei W. Kahle, Die lutherischen Kirchen und Gemeinden in der Sowjetunion seit 1938/40, Gütersloh 1988. Grauenhaft waren auch die Bedingungen, als beim Rückzug der Deutschen Wehrmacht auf Veranlassung der nationalsozialistischen Behörden jene deutschen Siedler, deren Heimat sofort erobert worden war, zur Umsiedlung nach Westen veranlaßt wurden; vgl. I. Fleischhauer, Das Dritte Reich und die Deutschen in der Sowjetunion, Stuttgart 1983.

¹¹ H. Anger, Die Deutschen in Sibirien. Reise durch die deutschen Dörfer Westsibiriens, Berlin 1930. Nach der Volkszählung vom Dezember 1926, die nur die Sprachgruppen, nicht die Konfessionen feststellte, gab es laut Anger, S. 8f, in Sowjetasien 503 deutschsprachige Siedlungen mit 108.816 Einwohnern.

¹² Eine breit angelegte Information über das schwere Schicksal der Deutschen in der Sowjetunion mit einigen Ausführungen zu ihrem religiösen Leben: B. Pinkus - I. Fleischhauer, Die Deutschen in der Sowjetunion. Geschichte einer nationalen Minderheit im 20. Jahrhundert, Baden-Baden 1987.

¹³ Für einige diesbezügliche Hinweise vgl. W. Grycz, Katholiken in Sowjetasien, in: Kirche in Not 26(1978)119-126.

Als Abschluß für die Überlegungen zum kirchlichen Leben der rußlanddeutschen Katholiken mögen Worte dienen, mit denen der Prager Moraltheologe Oto Mádr Westeuropas Christen auf das hinwies, was ihnen die Glaubensbrüder zu zeigen haben, die in den Staaten des Sowjetblocks durchs Feuer gingen. In langen Jahren im Untergrund und in Gefangenschaft in der CSSR hatte er auf seine Art eine "Lebendige Theologie in Bedrängnis" studiert, und als ihm 1991 von der Katholisch-theologischen Fakultät Bonn die Ehrendoktorwürde verliehen wurde, führte er aus¹⁴: "Der Herr versprach seiner Kirche keine bequeme Existenz, eher Mühe, Leiden, Kampf. In der praktischen Theologie müßte deshalb neben der hochentwickelten Pastoral für sogenannte normale Zeiten auch eine andere, für gefährliche Zeiten der Bedrohung vorliegen, müßte neben der 'offensiven' (missionarischen usw.) auch eine 'defensive' Methodik zur Verfügung stehen. In dem bekannten 'Handbuch der Pastoraltheologie' fand ich in seinen mehr als 3000 Seiten kein einziges Wort über die Kirche in Bedrängnis - wenige Jahre nach der harten Erfahrung mit dem Nazismus. Dabei lesen wir im Evangelium und in der Apokalypse genug über Leiden und Kämpfe treuer Gläubiger, das Märtyrertum eingeschlossen." Mádr fragte sodann, ob es irgendwann eine ganz normale Situation gab, in der die Kirche ruhig und sorglos leben und wirken konnte. Bezüglich der heutigen demokratischen, auch materiell gut gesicherten Welt, führte er aus, daß er sich frage: Warum blüht der Glaube nicht? Er meinte, den Grund dafür vielleicht darin sehen zu können, daß der Stimulus des Leidens fehlt. Vielleicht, so sagte er, hat man dort, wo man nicht zu leiden hatte, vergessen, sich mit einer tief motivierten und erleuchteten Askese für den möglichen Ernstfall zu trainieren.

Wie Oto Mádr aus seinen Erfahrungen in der CSSR können auch die rußlanddeutschen Katholiken aufgrund ihrer Erfahrungen in Sowjetisch-Asien der gegenwärtigen katholischen Kirche Deutschlands und Rußlands Bedeutsames lehren.

¹⁴ Die Ansprache Mádrs ist unter dem Titel "Lebendige Theologie in Bedrängnis" veröffentlicht im Bulletin der Europäischen Gesellschaft für katholische Theologie, Tübingen 2(1991) Heft 2, S. 26-35.